

Luise Eva Fleischer 1918 in Wien

Das bin ich im Alter von vier Jahren. Zu dieser Zeit war der Erste Weltkrieg gerade zu Ende. Ich habe davon nichts mitbekommen. Ich erinnere mich, dass meine Tante und eine Nachbarin spazieren gingen und gesagt haben: Gott sei Dank, der Krieg ist aus! Da soll ich gesagt haben: Aber ich sehe keinen Unterschied. In Wien war alles knapp. Ich weiß, wenn meine Eltern gehört haben, dass es im 16. Bezirk irgendwo Fleisch gibt, sind sie aus dem 2. Bezirk hingefahren, um zu schauen, ob sie etwas bekommen

**Stella Wachtel (2.v.l.) auf einem Schulausflug in den 1920ern in Wien**

Ich war eigentlich für das Gymnasium Rahlgasse angemeldet. Ich habe aber den Aufnahmeprüfungstermin versäumt, weil ich gegen Ende der vierten Klasse Volksschule an Scharlach erkrankte. Die Mama hat mich nicht ins Spital gehen lassen und mich zu Hause gepflegt. Meine Klavierlehrerin hatte eine andere Schülerin, die in der berühmten Schwarzwaldschule angemeldet war, und sie hat meiner Mama empfohlen, mich auch dort anzumelden

**Rosa und Emil Pick 1913 in Wien**

Das ist das Verlobungsfoto meiner Eltern Emil und Rosa Pick. Meine Eltern lernten sich wahrscheinlich 1911 im Arbeiterbildungsverein kennen. Am 11. Juni 1914 heirateten sie im 18. Bezirk, im Schopenhauer Tempel. Der Rabbiner Dr. Feuchtwang nahm die Trauung vor

**Hugo Fleischer und seine Tochter Luise Eva 1926 auf der Heinestraße in Wien**

Auf diesem Bild bin ich mit meinem Vater in Wien auf der Heinestraße, die vor dem Ausruf der Republik Kaiser Joseph-Straße hieß. Als der Hitler kam, hat er die Heinestraße – Heine war doch ein Jude – wieder umgetauft. Sie hieß ab da Georg Ritter von Schönerer-Straße

**Hedwig (3.v.l.) und Alfred (1.v.r.) Roth um 1920 an der Alten Donau in Wien**

Meine Eltern sind oft ins Gänsehäufel zum Baden gegangen. In der Früh führen sie mit Proviant für den ganzen Tag hinunter, am Abend führen sie wieder zurück. Wir waren nicht reich, aber es war immer alles da. Meine Mutti ist sehr stolz gewesen, dass sie es geschafft hat, das Haushaltsgeld richtig einzuteilen. Am Vormittag ist sie einkaufen gegangen, die Nachmittage hat sie mit Freundinnen verbracht. Unser Dienstmädchen schlief mit in meinem Zimmer. Mein Vater hat gearbeitet, manchmal haben wir ihn von der Arbeit abgeholt



Ihre Stimmen im Ohr, ihre Stadt im Blick

Aus Interviews mit vertriebenen Juden fertigten zwei Historiker Audioguides für verstörende Stadtrundgänge

RUNDGANG: FLORIAN KLENK

Im Kopfhörer ist jetzt die Stimme einer alten Frau zu hören. Augusta Appel spricht ein mit englischen Worten durchsetztes Wienerisch. Sie schwärmt von ihrem ersten Ball im Hotel Metropol am Morzinplatz in der Innenstadt: „Ich hatte ein Kleid, es warred, ganz tight. Es hat einen slit gehabt vom Boden bis zu meinem Popo. Es war eine sensation, because der Oberkörper war fast nackt!“

Während die Stimme der Frau erklingt, kann man Passanten zusehen, die am Morzinplatz auf den Flughafenbus warten. Es ist ein nebeliger Nachmittag. Im Ohr erklingt Walzermusik.

Augusta Appel, geborene Marienberg, war 16 Jahre, als sie 1931 im Metropol von einem Verehrer namens Leon Apfelschnitt zum Tanz aufgefordert wurde. „Fräulein Marienberg“, sagte Apfelschnitt, „werde ich mit Ihnen tanzen dürfen?“ „Hab ich gesagt: Können Sie tanzen?“ Sagt er: „Nein.“ Sag ich: „Dann don't even ask.“

Das Metropol war eines der besten Hotels: vier Stock hoch, an der Fassade eine große Uhr, gepolsterte Flügeltüren. „Hier haben Sie sich Leon Apfelschnitt und Augusta Marienberg kennengelernt. Eine märchenhafte Geschichte, die hier ihren Ausgang nahm.“

Der in New York lebende Wiener Soziologe Philipp Haydn, 32, und die Salzburger Historikerin Maria Ecker, 32, sind dieser und vielen anderen Geschichten nachgegangen. Die beiden besuchten vertriebene Juden in Florida, New York und Wien und nahmen deren Jugenderinnerungen auf. Augusta Appel, das Mädchen mit dem roten Ballkleid zum Beispiel, ist heute 93 Jahre alt und lebt in Plantation, Florida.

Zeitzeugen zu interviewen ist für Historiker nichts Besonderes. Doch Haydn und

Ecker haben aus den Erzählungen Audioguides geformt: Rundgänge führen in die Brigittenau, in die Leopoldstadt, zum Morzin- und zum Heldenplatz. Man lädt eine Route unter www.hoerspuren.at auf einen MP3-Player, setzt Kopfhörer auf und spaziert los. Das Grätzel wird zum Museum. Die Stimmen der Vertriebenen im Ohr, die Gegenwart im Blick.

Im Kopfhörer spricht nun Marco Feingold: „In Wien tanzt man gern im Februar. Auch wir haben die Zeit vertrödelte und plötzlich war der zwölfte März da.“ Der Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland. Kurz danach wurde das Metropol am Morzinplatz „entjudet“. „Man hat aus den Hotelzimmern zuerst stockwerkweise Büros gemacht“, erzählt Feingold, „und im Keller hat man angefangen, Zellen einzurichten.“ In einer dieser Zellen schlugen die Nazis Feingold zwei Zähne aus, ehe man ihn nach Auschwitz deportierte. Der heute 95-jährige Mann überlebte. Er ist Präsident der Salzburger Kultusgemeinde.

Wo einst die Gestapo wütete, steht heute der Leopold-Figl-Hof, ein Nachkriegsbau. Aus dem Folterkeller wurde eine Parkgarage. Am Balkon des Hauses zeigt ein verwittertes Relief einen Galgen, Stacheldraht, schmerzverzerrte Gesichter. Auf der Hinterseite des Hauses, am Salzgries 6, ist ein Bräunungsstudio. Vor 70 Jahren wartete hier Augusta Appel, das Mädchen, das sich hier 1931 verliebte, „nächtelang, Tag und Nacht, in order to herauszufinden, wo mein Bruder ist, was ich machen kann, um ihm zu helfen“.

70 Jahre später plaudern hier drei Gardesoldaten des Bundesheers. Sie warten vor einem unscheinbaren eisernen Tor neben dem Solarium. Gleich wird eine Gedenkveranstaltung von KZ-Überlebenden

Schwerpunkt: „Reichskristallnacht“

Vor siebzig Jahren brannten auch in Wien Synagogen. Juden wurden deportiert und gedemütigt. Zwei Projekte befassen sich auf unterschiedliche Art mit dem jüdischen Leben der Zwischenkriegszeit.

Das Buch: Fotos aus der Zeit davor

Die hier gezeigten Bilder stammen aus dem demnächst erscheinenden Buch „Wie wir gelebt haben – Wiener Juden erinnern sich an ihr 20. Jahrhundert“. Weiters gibt es Essays von Barbara Tóth, Doron Rabinovici und Joachim Riedl



Julia Kaldori, Tanja Eckstein: Wie wir gelebt haben. Mandelbaum, € 29,90

beginnen, die sie mit ihrer Anwesenheit zum Staatsakt adeln sollen. Was hier einst geschah? „Wir haben uns auch schon gefragt“, sagen die drei Soldaten, „irgendwas mit Juden.“

Ein alter Mann sperrt das Eisentor auf. Die Gedenkstätte sieht wie eine Kapelle aus. „Niemals vergessen!“, steht an der Wand. Daneben Abschiedsbriefe jener, die hier ermordet wurden. „Liebe Eltern“, steht auf einem, „verzeiht mir, wenn ich ungehorsam war.“

Die KZ-Überlebenden treffen ein. Es ist ein Grüppchen stolzer, zum Teil älterer Leute, die hier ihre alljährliche Totengedenkfeier abhalten. Sie stützen sich auf Krücken. Es gibt nur zwei Sessel für 20 Leute. Sie legen einen Kranz mit rot-weiß-roter Schleife nieder – und ein Gesteck der Homosexuellen Initiative. Sie erinnern sich an Todesmärsche, Kindertransporte, Gaskammern und Erschießungen. Dann gehen sie gemeinsam ins Wirtshaus.

Über die Aspernbrücke gelangt man in die Tempelgasse im zweiten Bezirk. Dort befindet sich, von Kameras bewacht, Esra, ein Sozialzentrum für Holocaustüberlebende. In der „Reichskristallnacht“ brannte hier der Stadttempel. Juden wurden verprügelt, in Lastwägen deportiert.

Die Audiotour bringt nun die Stimme des 25-jährigen NS-Reporters Eldon Wally. Man hört seine Radioreportage aus dem Jahr 1938: „Wien, 10. November. Wir stehen mit unserem Mikrofon in dem großen Judentempel. Ihn heute noch so zu bezeichnen, ist geschmeichelt. Denn die erbitterten arischen Einwohner dieses Bezirks haben es sich nicht nehmen lassen, auch hier ihren abgrundtiefen Hass gegen das Judentum zu zeigen.“ Ein Feuerwehrmann schildert in dem Ra-

diobeitrag, dass er das Feuer nicht zu löschen gedenkt und „dass wir uns hier eigentlich nur die Hände wärmen“. Wally, so erklärt dann ein Sprecher, war später Chef einer Plattenfirma am Graben. Er presste Hans-Moser-Lieder auf Vinyl.

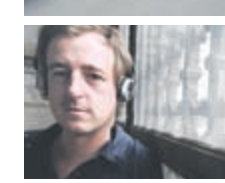
Die Macher der Audioguides, Haydn und Ecker, haben einander in den USA kennengelernt. Der Soziologe war Gedenkdiener, forschte am Leo-Baeck-Institut, der wichtigsten Forschungsstätte für die Geschichte des deutschsprachigen Judentums. Die Historikerin Ecker war beeindruckt von Ruth Klügers Memoiren und einem Seminar über das „Überleben in Extremsituationen“. In New York sahen sie das Potenzial von Audioguide-Stadtführungen: Chinatown, Paul Austers New York, eine Tour durch die Welt der Opfer von Ground Zero. Das war eine völlig neue Art, eine Stadt zu präsentieren, Oral History aus Grätzeln unter die Leute zu bringen.

So kann man nun hören, was hier im Billa auf der Taborstraße vor genau 70 Jahren geschah. Der 17-jährige Walter Shaffir wurde mit einem Lastwagen in das Central-Kino, das spätere Taborkino, verschleppt. 1000 Sitzplätze fasste das erste Tonfilmtheater. Jetzt war es nur noch ein Sonderlager „vollgefüllt mit Juden“, wie Shaffir erzählt, „wir standen Schulter an Schulter, waren total hilflos.“

Wer von der Taborstraße Richtung Augarten geht, kommt in die Brigittenau. 15.000 Juden lebten hier, heute ist der Bezirk von Einwanderern aus dem Balkan geprägt. Die Stimme im

Der Rundgang: Zeitzeugen erzählen

Die Audio-Stadtouren der Historiker Philipp Haydn (Bild) und Maria Ecker können im Internet unter www.hoerspuren.at samt Stadtplänen kostenlos heruntergeladen werden. Eine Tour dauert etwa eine halbe Stunde.



Kopfhörer sagt: „Schon lange übt diese Gegend eine besondere Anziehungskraft für Zuwanderer aus.“ Nach dem Zusammenbruch der Monarchie kamen Einwanderer aus osteuropäischen Ländern hierher. Darunter die Familie des kleinen Kurt Rosenkranz, es sind orthodoxe Juden. Eine Stimme im Audioguide sagt: „Bitte drücken Sie jetzt die Pausetaste und folgen Sie dem Weg, wie er auf der Stadtkarte gekennzeichnet ist – bis zur Ecke Rauchergasse/Bäuerlegasse.“

Nun steht man vor dem „Kaffeehäferl“, einem Vorstadtespresso. Die Stimme eines alten Mannes ist zu hören, es spricht Kurt Rosenkranz. „Ich war ein fürchterlicher Lausbub“, sagt er. Er hat auf der Straße gekickt, bis die berittene Polizei kam. Am Wachzimmer sagten dann die Polizisten: „Der Rosenkranz ist wieder da!“

„Sehen Sie da die Front von weißen Fenstern?“, fragt Rosenkranz, „dort haben wir gewohnt!“ Und dort an der Ecke, wo jetzt die Geflügelhandlung Posch ist, quälten die Brigittenauer ihren „Aufschreibjuden“, einen Greißler, bei dem die arme Bevölkerung Schulden anschreiben durfte.

Der orthodoxe Greißler trug auf einmal ein „Sajud“-Schild um den Hals, „die Leute haben das Geschäft geplündert, ihn mit rohen Eiern und Tomaten beworfen“.

Rosenkranz kam 1946 zurück nach Wien, seine Familie war ermordet worden, er überlebte sowjetische Gefangenenlager, gründete das Jüdische Institut für Erwachsenenbildung.

Seine Nachbarin war ein zehnjähriges Mädchen, deren Stimme nun zu hören ist. Die Wallensteinstraße, erzählt die heute 80-jährige Anne Blatt, war „schwarz vor Leuten“, orthodoxen Juden. Es war hektisch, „wie hier der Broadway“.

Blatt hat wenige Erinnerungen an ihre

Heimat. Arm sei ihre Familie gewesen, Klo am Gang, keine „icebox oder washing machine“ wie später in New York. Man merkt, dass sie sich nicht wirklich erinnern will. Immer wieder stockt ihre Stimme. Blatt erzählt vor allem von Wiener Schokolade, die sie liebte und von Ausflügen in den Prater.

Nach dem Anschluss klopfen Nazis an die Türe von Anne Blatts Wohnung: „Meine Mutter hat gesagt, ich soll mich umdrehen und nicht schauen. Und ich weiß nicht, was sie mit meiner Mutter gemacht haben. Aber etwas Schreckliches haben sie gemacht, bestimmt. Das kann ich nie vergessen.“

Annes Eltern und ihr fünfjähriger Bruder, so erklärt ein Sprecher, wurden in Auschwitz ermordet. „Anne Blatt lebt heute so bescheiden wie in ihrer Kindheit“, sagt Philipp Haydn, „sie blieb allein und wohnt in einem Viertel, wo einige Wiener Juden leben.“

Es ist Nacht geworden am Morzinplatz. Wie jeden Freitagabend verwandelt sich die Gegend hier in eine riesige Partyzone für Jugendliche aus der Vorstadt. Das nahe Bermudadreieck pulsirt. Die Kids feiern Halloween, sie trinken, grölen, lachen, haben sich als Vampire und Hexen verkleidet.

Ein Pärchen sitzt am Sockel vor dem Gestapodenkmal. Hinter ihnen das aus Reisig und Tannenzapfen gefertigte Gesteck, das die Gruppe KZ-Überlebender am Nachmittag vorbeigebracht hat. Eine Grabkerze, daneben leere McDonald's-Becher. Das Pärchen umarmt sich. Im Kopfhörer ist nun die Stimme von Augusta Appel, dem Mädchen im roten Ballkleid zu hören, das sich hier vor 77 Jahren verliebte: „Ich bin hereingekommen, und da waren alle Burschen, die Männer. Und jeder hat mich angeschaut. Jeder wollte mit mir sofort tanzen.“

Irene Hänsel in den 1920ern in Tschischkowitz (Tschechien)

Wir waren eine sehr wohlhabende Familie. Wir wurden die ganze Volksschulzeit privat unterrichtet. Kontakt zu anderen Kindern hatten wir überhaupt nicht. Ich bin immer sehr einsam gewesen als Kind



Josef Granierer (l.v.r.) vor seinem Geschäft in der Wurmsergasse

Josef – Jossel – Granierer, der Neffe meiner Großmutter väterlicherseits, hatte ein Bekleidungs-geschäft gegenüber dem Lebensmittelgeschäft meiner Eltern in der Wurmsergasse. Er ist im Krieg nach Czernowitz (Tscherniwzi, Ukraine) zurückgegangen und in Transnistrien umgekommen. Seine Frau Sali hat wieder geheiratet. Ihr zweiter Mann hat Fredi, den Sohn aus erster Ehe, adoptiert. Fredi lebt heute in Caracas (Venezuela)



Ernst Feldsberg mit seiner Tochter Gerda im Wiener Votivpark 1934

Das ist mein Vater Ernst mit mir im Kinderwagen im Votivpark. Wahrscheinlich fotografierte uns meine Mama. Mein Vater arbeitete beim Giro- und Kassenverein. Außerdem war er im Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde



Als Wien noch eine echte Metropole war

Warum die „Jiddischkeit“ der Stadt in der Zwischenkriegszeit so lange nicht thematisiert wurde

RECHERCHE:
BARBARA TÓTH

Im September 1931 hatte das *Prager Tagblatt* das, was man einen journalistischen „Scoop“ nennt. Es deckte auf, dass in der jüdischen Hochschulsenschaft Wiens bis zum Jahr 1928 eine gewisse Angela Raubal das Regiment geführt hatte. Die Dame galt als verlässliche Köchin, die einen ordentlichen, koscheren Mittagstisch für jene jüdischen Studenten lieferte, die vor antisemitischen Pöbeleien in den Speisesaal am Zimmermannplatz flüchteten. Manchen von ihnen wird im Nachhinein wohl unwohl geworden sein, als sie lesen mussten, wer ihre Mensaobköchin war: die Schwester Adolf Hitlers.

Die spätere Haushälterin ihres Bruders am Obersalzberg als koschere Köchin für jüdische Studenten? Nur ein Beispiel von vielen, das zeigt, wie vielschichtig das jüdische Leben in Wien in der sogenannten „Zwischenkriegszeit“ war.

Es ist bezeichnend, dass die österreichische Geschichtsschreibung für die Jahre 1918 bis 1938 keinen anderen Begriff parat hat. Sie sieht die zwei Jahrzehnte eher als düsteres, unausgegrenztes Interregnum, in dem, je nach Standpunkt des Betrachters, der Schwerpunkt auf die Ausschaltung der Demokratie (die sozialdemokratische Sicht) oder auf den heroischen Abwehrkampf gegen Adolf Hitler (die konservative Version) gelegt wurde. Einen „jüdischen Erzählfaden“, der der Vielfalt und den Widersprüchen des jüdischen Lebens in Wien und den künstlerischen und intellektuellen Leistungen in dieser kurzen Ära gerecht wird, gab es lange nicht.

Juden im Wien in der Zwischenkriegszeit – das heißt, laut Volkszählung des

Jahres 1923, 201.513 Stadtbewohner – 220.208 waren es in ganz Österreich. Wien war damit das unbestrittene Zentrum jüdischen Lebens in Österreich und, von Warschau abgesehen, auch Europas. Nur in Polens Hauptstadt gab es eine noch größere jüdische Gemeinde. Der Tätigkeitsbericht der Israelitischen Kultusgemeinde listet für die Jahre 1933 bis 1936 95 Synagogen, 47 private Bethausvereine, 83 Volksschulen, 58 Hauptschulen, 55 Mittelschulen, 24 Talmudschulen, sieben wissenschaftliche Institute, acht Studentenvereine, elf Sportvereine, 29 Jugendorganisationen sowie unzählige Vereine auf – von der Kochschule bis zum Blindenheim.

Die jüdische Gemeinde in Wien war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges rasant gewachsen, sodass in den 1920er-Jahren jeder zehnte Wiener jüdisch war. Jüdisch war allerdings nicht gleich jüdisch – das Wiener Judentum war so zersplittert und vielfältig wie die nichtjüdische Mehrheitsbevölkerung, mit all den dazugehörigen Ressentiments und Standesdünkel. Die Spanne reichte von den noblen Ringstraßenpalais des jüdischen Wiener Großbürgertums bis hin zu den Armenquartieren des Lumpenproletariats. Eine etablierte Schicht von Anwälten, Ärzten, Publizisten, Händlern und Handwerkern sah sich den in die Stadt strömenden Schtetl-Juden aus den verlorengegangenen Ostprovinzen der Monarchie gegenüber, die nicht nur mittellos waren, sondern auch eine eigene, archaische Form des Glaubens in die Metropole brachten, von der sich die Ansässigen bereits weit entfernt hatten.

Diese Widersprüche, die der Gegensatz zwischen Schtetl und Metropole aufwarf, werten viele Historiker heute als Basis für die jüdische Intellektualität und Lebens-

Der Schriftsteller Frederic Morton erinnert sich an den 9. November 1938:

„Wir hörten die Nazis, wie sie in der Synagoge, die sich im Haus befand, wüteten. Mein Vater befahl uns, uns anzuziehen und zu ihm zu kommen. Er betete mit uns. Dann läutete es bei uns an der Tür. Einmal. Seit dem ‚Anschluss‘ hatten wir uns angewöhnt, immer zweimal zu läuten, als Zeichen, dass ein Freund oder Familienmitglied draußen stand. Jetzt also das gefürchtete einmalige Läuten. Die rotwangigen Schergen verschonten uns, aber sie nahmen den Vater mit. Vier Monate später kam er aus Dachau zurück. Er läutete zweimal. So hielten wir es auch, als wir nach Amerika geflüchtet waren. Wir läuteten nie mehr einmal.“

kultur, die das Wien dieser Jahre prägt. Der aus Wien geflüchtete Schriftsteller Frederic Morton nennt sie die „Geheimquelle für das schöpferische Wien“. „Völker leben gegeneinander, füreinander, ineinander“, schrieb 1933 der Kulturhistoriker Hans Tietze in seinem Standardwerk „Die Juden Wiens“. „Das Wiener Judentum ist vom Überfluss der schönsten und kulturell reichsten deutschen Stadt gewachsen; es hat hier die höchste Fruchtbarkeit entwickelt, die irgendeinem westlichen Judentum beschieden war. Es hat genommen und gegeben, zersetzt und geformt; es hat gelebt und leben geholfen, so dass es ein Teil von Wiens Vergangenheit und damit von Wiens Gegenwart geworden ist.“

Nach 1945 schickte es sich nicht, nach dem jüdischen Beitrag an der modernen Wiener Kultur zu fragen. Lieber beschrieb man das gebildete Wiener Judentum als „assimiliert“, und daher kaum noch als „jüdisch“. Wohl auch, weil man sich nicht dem Vorwurf ausliefern wollte, umgekehrten Rassismus zu betreiben. Außerdem galt es, den Mythos einer neuen, nationalen Kultur zu zimmern, der die Erzählung von Österreich als erstem Opfer Hitlers untermauern sollte. Fragen nach der „Jiddischkeit“ Wiens passten da gar nicht ins Konzept.

Wohl auch deshalb fällt es Überlebenden nach wie vor schwer, zu erklären, wie ambivalent es sich gelebt hat als Wiener Jude in den Jahren 1918 bis 1938. Die historische Kulisse, vor der sich die tragischen jüdischen Lebensgeschichten der Zwischenkriegszeit abspielten, kann deshalb nicht genug ausgeleuchtet werden. Auch, weil sie an eine untergegangene Epoche erinnert, in der Wien tatsächlich eine intellektuelle Metropole war – und nicht nur ihr provinzieller Abklatsch. **F**